

Zeit und Heimat

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Mittwoch, 27. September 1972

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach an der Riß

Nr. 3 / 15. Jahrgang

Graf Stadion war ein Gönner J. H. Tischbeins

Zum Beitrag „Rätsel um ein anonymes Damenbildnis“ — Kulturgeschichtliche Aufzeichnungen von Dr. Bruno Bushart

Johann Heinrich Tischbein hatte sein Glück bekanntlich dem Kurfürstlich Mainzischen Großhofmeister Friedrich Graf Stadion zu verdanken, dessen Familie von alters her auch das Erbtruchsessennamt des Hochstifts Augsburg bekleidete. Der Graf lernte den jungen Maler 1742 in Frankfurt oder Hanau kennen und ließ ihn auf eigene Kosten in Paris, Venedig und Rom ausbilden. Ende 1751 kehrte Tischbein aus Venedig zu seinem Gönner zurück, der sich damals in dem ihm gehörenden Schloß Warthausen aufhielt. 1752 zog er mit dem Grafen nach Mainz, 1753 traf er mit dem Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen zusammen. Es gibt verschiedene Versionen dieser für Tischbeins Leben entscheidenden Begegnungsgeschichte. Der schon genannte Biograph Tischbeins, Engelschall, berichtete dazu: „Wilhelm der Achte, Landgraf zu Hessen, befand sich im Sommer des Jahres 1752 im Schlangenbade. Seine Gegenwart zog mehrere Standespersonen aus der Nachbarschaft, besonders auch viele von hohem Adel aus Mainz, dahin. Hier lenkte sich einst das Gespräch auf die Malerei. Der Landgraf, bekanntlich ein großer Liebhaber der Künste, fragte: ob sie nicht einen geschickten Maler in Mainz hätten? Der Kaiserliche Gesandte erwähnte eines geschickten Malers, den Graf Stadion bei sich habe und der erst kürzlich von seinen Reisen aus Italien zurückgekommen sei. Dies war Tischbein. Er mußte also von Mainz herüberkommen und das Bildnis der jungen Gräfin Stadion, der nachmaligen Gräfin von Spaur, welches er eben in Arbeit hatte, mitbringen.

Das noch lange nicht fertige Bildnis wurde dem Landgraf eines Morgens frühe gebracht. Er setzte sich vor dasselbe hin und ließ den Künstler hereinrufen. „Hat er das gemalt?“, fragte der Landgraf sogleich. Als Tischbein es bejahte, fuhr er mit einem zweifelhaften Kopfschütteln fort: „das glaub ich nicht, so was kann ein Deutscher nicht machen.“ „Die Gräfin (versetzte der Künstler mit Bescheidenheit) ist selbst hier und kann es bezeugen, daß ich es gemalt habe.“ „Wo ist Er her?“, fragte ihn darauf der Landgraf weiter. „Ich bin ein Hesse, aus Haina.“ „Aus dem

Tollenkloster? getraut Er mich zu malen?“ „Es wird eine Gnade für mich sein, wenn nur Ihre Durchlaucht mir drei Stunden in allem sitzen wollen.“ Der Vorschlag wurde angenommen. Tischbein ließ seine Gerätschaften von Mainz holen und malte daraufhin den Landgrafen zu dessen vollkommener Zufriedenheit.

Soweit Engelschall. Der Landgraf äußerte den Wunsch, das talentierte Landeskind an den Kasseler Hof zu ziehen. Der Graf willigte ein, doch durfte Tischbein noch eineinhalb Jahre bis Ende 1754 auf Kosten Wilhelms bei ihm bleiben. Engelschall berichtete von sechs Bildnissen der gräflich Stadionschen Familie, die Tischbein gemalt hatte, dazu fünf Kopien oder Skizzen in Tischbeins Nachlaß. Er hebt die lebenslängliche Anhänglichkeit Tischbeins an die gräfliche Familie hervor, und andere Berichte erwähnen ausdrücklich, daß der Kasseler Hofmaler und Akademieprofessor bis zu seinem Tode 1789 immer wieder als Gast seines ersten Mäzens und dessen Familie in Mainz, Würzburg, Warthausen und auf anderen Gütern gewelt habe.

Auf Schloß Warthausen fand am Heiligen Abend 1753 die Trauung von Stadions Privatsekretär und wohl illegitimem Sohn Georg Michael la Roche mit Sophie Gutermann aus Augsburg statt. Damit sind wir erneut in den Kreis der Augsburger Akademiemitglieder eingetreten, denn Sophie war die älteste Tochter des Augsburger Stadtphysikus und Dekans des medizinischen Collegiums Dr. Friedrich Georg Gutermann von Gutershofen, der 1757 zum stellvertretenden, ortsansässigen Präsidenten der Kaiserlich Franciscischen Akademie gewählt worden war. Die Familie Gutermann war seit alters, wie manche andere, in Biberach und Augsburg ansässig. 1701 bzw. 1704 wurde sie in ihren verschiedenen Zweigen geadelt.

Marie Sophie Gutermann wurde am 6. Dezember 1731 in Kaufbeuren geboren und von dem damals dort amtierenden Pfarrer Jakob Brucker getauft. Dieser, der in der Geschichte der Augsburger Akademie eine wichtige, wenngleich wenig glückliche Rolle spielte, soll seine Berufung nach Augsburg 1744 demselben römischen Kardinal Passarotti verdankt haben, der sich auch Winckelmanns in Dresden und in Rom angenommen hatte. In Augsburg gründete er nach dem Vorbild wissenschaftlicher Vereinigungen in Sachsen die gelehrte Gesellschaft „ad insigne pinus“, zum Pinuszapfen also, die schon im 16. Jahrhundert als humanistische Vereinigung bestanden und sich durch kostbare wissenschaftliche Editionen einen Namen gemacht hatte. Mitglied der Akademie von Berlin. Bologna und Leipzig, stand er mit Gottsched in lebhaftem Briefwechsel. Als Winckelmann im Oktober 1755 zum erstenmal nach Augsburg kam, um auf eine Reiseangelegenheit nach Rom zu warten, besuchte er auch Brucker, der sich durch seine Publikationen „Bildersaal heutigen Tages lebender und durch Gelehrsamkeit berühmter Schriftsteller“ und „Ehrentempel der deutschen Gelehrsamkeit“ internationales Ansehen erworben hatte. Herz und seiner Kaiserlichen Akademie war er aus mehreren Gründen nicht gewogen. Er war es auch, der dahinter geheime Umtriebe der Katholiken vermutet hatte. Herz bezeichnete er mit dem Stolz des Emporgedienten als einen „Ungelehrten, der weder studiert hat noch ein Kupferstecher ist.“

Dr. Gutermann wurde 1746 in Bruckers gelehrte Gesellschaft aufgenommen. In der Folgezeit revanchierte er sich dafür, indem er sich redlich bemühte, die Differenzen zwischen Herz und Brucker zu beseitigen und letzteren, freilich vergeblich, in den Rat der Akademie aufnehmen zu lassen. Zur gleichen Gesellschaft gehörte eine Gestalt, wie sie aus Giacomo Casanovas Lebenserinnerungen, der übrigens in denselben Jahren auch Augsburg mit seinen Liebesabenteuern beglückte, stammen könnte: Giovanni Lu-

dovico Bianconi aus Bologna. Als Leibarzt des Augsburger Fürstbischofs Joseph Landgraf von Hessen-Darmstadt war er Gutermanns Kollege, den er mit seinem Charme so zu bezaubern wußte, daß er ihn als Bräutigam seiner ältesten Tochter annahm. 1748 unternahm er mit seinem Schwiegervater in spe eine einjährige Italienreise, die sie unter anderem nach Bologna in das Haus seines Bruders Michelangelo Bianconi führte. Dasselbe Haus sollte sieben Jahre später auch Winckelmann auf seiner ersten Reise nach Italien gastlich aufnehmen. Seine junge Braut unterrichtete Bianconi in italienischer Literatur, Musik und Kunstgeschichte, auch im Zeichnen antiker Ornamente.

Die Verlobung mit Sophie Gutermann ging, offenbar über konfessionelle Schwierigkeiten, in die Brüche. Sophie mußte das von Nilsen gemalte Miniaturbildnis ihres Bräutigams mit der sinnigen Devise „Le changement est contra ma nature“ mit eigener Hand vor den Augen des Vaters zerstören. Als kurfürstlicher Leibarzt 1749 nach Dresden berufen, verließ Bianconi Augsburg auf den Tag genau fünf Jahre vor Winckelmanns Ankunft. August III. von Sachsen erhob ihn in den Grafenstand und ernannte ihn zum sächsischen Ministerresidenten in Rom. Noch in Dresden wurde er einer der ersten und mächtigsten Freunde Winckelmanns, an seiner Konvertierung war er maßgeblich beteiligt. Er wird es auch gewesen sein, der Winckelmann über Augsburg instruiert und ihm 1755 die Adressen seiner dortigen Freunde gegeben hatte. Auch von Rom aus blieb Winckelmann mit Bianconi in steter dankbarer Verbindung. Bianconi seinerseits ebnete Winckelmann manchen Weg in Italien und verfaßte eine Biographie über Winckelmanns Künstlerfreund Anton Raphael Mengs. Seine Augsburger Zeit behielt er trotz aller Enttäuschungen stets in guter Erinnerung.

1763 bzw. 1764 erschienen seine „Zehn Send schreiben an den Herrn Marchese Philippo Herculani“, in dessen zweitem er über Augsburg berichtet, die ausführlichste, geistreichste und selbständigste Charakteristik der Reichsstadt übrigens aus der Mitte dieses schreibfreudigen 18. Jahrhunderts. Auf seine Liebesgeschichte mit Sophie Gutermann spielt die Stelle an: „Sobald Sie nicht mehr ein Fremder und in den guten Häusern bekannt geworden sind, so können Sie die angenehmsten Abende daselbst zubringen. Die Liebe, die wie man sagt, sogar die Ketten der Sklaven in den Gärten zu Tunis leicht machet, ist allezeit in allen Ländern ein kräftiges Heilmittel gegen die lange Weile gewesen, wenn man noch jung ist.“

Sophie la Roche in der literarischen Welt bekannt

Nach der dramatischen Auflösung des Verlöbnisses schickte der erzürnte Vater Sophie und ihre jüngere Schwester Cateau — eigentlich Katharine — zu seinem geistlichen Vetter Mathäus Wieland ins Pfarrhaus nach Biberach. Dort lernte sie, neunzehnjährig, ihren zwei Jahre jüngeren Vetter Christoph Martin Wieland kennen. Die sich daraus anspinnende Seelenfreundschaft samt nachfolgendem Verlöbniß und schmerzlicher erneuter Trennung gehört in die deutsche Literaturgeschichte. Als Wielands „Doris“ und „englische Sophie“ war sie der ganzen literarischen Welt bekannt, als Sophie von la Roche sollte sie Deutschlands gefeiertste Schriftstellerin des 18. Jahrhunderts werden, mütterliche Freundin Goethes und die Großmutter der Geschwister Brentano.

Weniger bekannt ist die enge Beziehung Wielands zu Augsburg und zur bildenden Kunst. Ein Onkel, Georg Christoph Wieland (1654—1715), ist seit 1684 in Augsburg als Goldschmied archaisch nachweisbar. Ein vor kurzem aufgetauchtes, voll signiertes Silberrelief mit der Himmelfahrt Mariens gestattet es erstmalig, ihn auch als Künstler zu fassen. Thomas Adam Wieland, ein



Bildnis der Sophie la Roche, geb. Gutermann. Unbekannte Zeichner um 1770, Schillermuseum Marbach.

(Foto: Städt. Kunstsammlungen Augsburg)

Bruder des Dichters (1735—1764), war Goldschmied und Kupferstecher im heimatlichen Biberach. Auch zu Sophie Gutermanns Augsburger Verwandtschaft zählten Goldschmiede, Juweliere und Kupferstecher. Wielands Frau Dorothea Hildebrandt war eine Augsburger Kaufmannstochter, seine geliebte Bibi brachte er in Augsburg bei den Englischen Fräulein unter, und Wielands Werke stecken voll von offenen und heimlichen Anspielungen auf die Augsburger Kunst, auf Rathaus und Zeughaus.

Der Gedanke, Stadions Hausmaler Tischbein habe auch die Braut oder die junge Frau des geliebten Sekretärs porträtiert, ist verlockend. Bisher kann indessen keines der vorgeblichen von la Roche-Bildnisse dieser Zeit als gesichert gelten. Ein 1926 erstmalig publiziertes, Tischbein zugeschriebenes und seitdem offenbar verschollenes Porträt wäre kostümgeschichtlich frühestens in den Beginn der Sechzigerjahre zu verweisen. 1762 ist ein mit „Langenbeck“ signiertes Bildnis im Biberacher Wielandmuseum datiert, das ebenfalls Sophie la Roche darstellen soll und mit dem verschollenen Bildnis manche Ähnlichkeit aufweist.

Ein anonymes Pastellbildnis im Frankfurter Goethehaus hingegen zeigt Sophie von la Roche so, wie sie der junge Goethe 1772 bei seinem Besuch in Thal-Ehrenbreitstein, als er auch zu Zick ging, gesehen hatte: „Sie war die wunderbarste Frau, und ich wüßte ihr keine andere zu vergleichen. Schlank und zart gebaut, eher groß als klein, hatte sie bis in ihre höheren Jahre eine gewisse Eleganz der Gestalt sowohl des Betragens zu erhalten gewußt, die zwischen dem Benehmen einer Edeldame und einer würdigen bürgerlichen Frau gar anmutig schwebte. Im Anzuge war sie sich mehrere Jahre gleich geblieben. Ein nettes Flügelhäubchen stand dem kleinen Kopfe und dem feinen Gesichte gar wohl, und die braune oder graue Kleidung gab ihrer Gegenwart Ruhe und Würde.“ Eine Zeichnung im Marbacher Schillermuseum stellt sie, mehr im Profil gesehen, ähnlich dar. Man vergleiche damit den Bericht des Fräuleins von Sternheim in dem seinerzeit berühmten gleichnamigen Erstlingsroman Sophiens, in der schon die Zeitgenossen ein Selbstbildnis der Dichterin erkannten:

„Sie war etwas über die mittlere Größe; schöne braune Augen; voll Geist und Güte, einen schönen Mund, schöne Zähne. Die Stirne hoch, und, um schön zu seyn, etwas zu groß, und doch konnte man sie in ihrem Gesichte nicht anders wünschen. Es war so viel Anmuth in allen ihren Zügen, so viel edles in ihrem Gebärden, daß sie, wo sie nur erschien, alle Blicke auf sich zog.“

Gewiß wäre es unzulässig, wollte man aufgrund dieser späten Darstellungen und Beschreibungen in dem Augsburger Damenbildnis ein Porträt der Braut de la Roches erblicken, das frühestens also einer ganzen — ohnehin nicht unproblematischen — Bildnisreihe der Dichterin. Abgesehen davon, daß sie sich in ihrer Charakteristik des Fräuleins von Sternheim braune Augen gibt — das Porträt zeigt blaue — und sich im Gegensatz der Dargestellten für modische Eleganz von jeher wenig interessierte, fehlte immer noch eine einleuchtende Begründung für die vermutete Augsburger Herkunft des Bildes. Wir wissen nichts von späteren Verbindungen der Familie de la Roche mit Augsburg; das Verhältnis Sophies zu ihrem dortigen Vater scheint seit dem erzwungenen Bruch des Verlöbnisses mit Bianconi erkaltet zu sein. Dennoch braucht die Spur noch nicht verworfen zu werden. Eine unverkennbare Verwandtschaft verbindet die Dame des Augsburger Bildnisses mit der Sophie von la Roche des Frankfurter Pastells und der Marbacher Zeichnung. Der hohe Haaransatz, die große freie Stirn, die lange Nase mit dem halben Bogen der Brauen darüber, die empfindsamen Nasenflügel, die längliche Gesichtsform mit dem kleinen Kinn unterhalb des schmalen Mundes, das alles läßt sich in sämtlichen drei Bildnissen und selbst noch in den Altersporträts der Dichterin finden. Wie aber sollen die gleichermaßen offenkundigen Widersprüche zu lösen sein? Bei der Suche nach einer Erklärung tritt Cateau, Sophiens vier Jahre jüngere Schwester, die mit ihr nach dem Tode der Mutter und dem Bruch des Verlöbnisses nach Biberach geschickt worden war, in den Kreis der Betrachtungen. Auch sie spielte in Wielands Leben und Werk eine Rolle. Zunächst hatte er die jüngere Schwester — „eine Schönheit in her full blossom“ — über der älteren übersehen, dann gab er zu, daß er Cateau liebe, weil sie Sophiens Schwester sei und schöne Eigenschaften besitze. Nach der Rückkehr aus der Schweiz verliebte er sich in die inzwischen verheiratete Base, und noch 1765 trug er ihr, die soeben Witwe geworden war, in aller Form seine Hand an.

In seinen Abderiten hat er ihr ein Denkmal gesetzt in der Gestalt der koketten Frau Salabanda, die „in Abdera machte, was sie wollte“. Kurz vor Sophiens Hochzeit, im Juli 1753, hatte sie den Dr. jur. Johann von Hillern, damals

Kanzleiverwalter und später protestantischer Bürgermeister der Reichsstadt Biberach, geheiratet. Auch an Wielands Berufung von Bern nach Biberach 1760 als Nachfolger ihres Mannes in der Kanzlei war sie entscheidend beteiligt gewesen. Das Verhältnis zu ihrer älteren Schwester war aus solchen und anderen Gründen nicht immer ungetrübt, doch scheint sich Sophie selbst nach dem endgültigen Wegzug aus Warthausen immer noch um sie bemüht zu haben. Cateau, deren Lebenswandel schon vor dem Tode ihres Mannes nicht den Vorstellungen der Biberacher Ehrbarkeit entsprochen zu haben scheint, mußte die Stadt schließlich wegen ihrer Verschwendungssucht und verliebten Abenteuer verlassen und starb 1793 in elenden Verhältnissen in ihrer Vaterstadt Augsburg.

Ludmilla Assing, die erste Biographin der Sophie von la Roche, hat uns 1895, wohl aufgrund einer persönlichen Mitteilung der Dichterin, jene eigentümliche Nachricht hinterlassen, die den Schlüssel unseres Rahmenrätsels bedeuten könnte: „Das Bildnis der leichtsinnigen Schönen (Cateau von Hillern), als Braut gemalt, war neben denjenigen anderer schöner Augsburgerinnen lange Zeit in einem Saale des Rathauses zu Augsburg aufgestellt, eine Sammlung, welche ein dortiger Herr von Holzappel anfertigen ließ.“ Zwar ist es bisher nicht gelungen, den Sammler, Herrn von Holzappel, archivalisch zu bestimmen — in Betracht kommt vielleicht der Generalmajor des Schwäbischen Kreises Josef Ignaz Lorenz Holzappel auf Herxheim in Augsburg, der mit einer Tochter des Biberacher Bürgermeisters Johann Franz Sättelin verheiratet war und 1762 starb — aber die Vermerkung „als Braut gemalt“, in den Jahren also, da Tischbein im benachbarten Schloß

Warthausen beim Grafen Stadion weilte, kurz vor der Heirat ihrer Schwester, die Beziehungen Cateaus zu Augsburg und zu Tischbein, Stand, Alter und Charakter der temperamentvollen Augsburgerin — wäre das nicht bis zum Erweis des Gegenteils eine diskutabile Antwort auf unsere Fragen nach der Dargestellten des Augsburger Tischbein-Porträts?

Wir kennen bisher freilich kein Bildnis der „leichtsinnigen Schönen“, und ein Erklärungsversuch müßte bei derart schwachen Argumenten überhaupt abgelehnt werden, hätte er nicht den Anstoß zu allgemeinen Überlegungen gegeben. Die angeschnittenen Probleme gelten über die Augsburger Malerei hinaus für die Situation aller Reichsstädte — Frankfurt vielleicht ausgenommen — und aller Künste um 1750/60.

Um bei Wieland zu bleiben: Seine künstlerische Entwicklung in ihrer „Launenhaftigkeit“ und Sprunghaftigkeit, seine pädagogischen Projekte, der Weg des jungen Dichters in die Schweiz und des alten nach Weimar, die Unmöglichkeit, im reichsstädtischen Biberach zu gedeihen, wurden von denselben Gesetzen bestimmt wie die Geschichte der Kaiserlichen Akademie Augsburg. Auch ein Anton Graff, Leopold Mozart, Christian Schubart oder Emanuel Schikaneder konnten nicht mehr in Augsburg bleiben.

Das Erstaunliche ist jedoch weniger die Verlagerung der bisherigen und die Entstehung der neuen Kunstzentren, als vielmehr die zähe Lebens- und zauberische Anziehungskraft, die von den alten Kunststätten noch am Vorabend der großen Revolution, die ihr Ende bedeuten sollte, gerade auf die wachen Geister der Jugend auszugehen vermocht hatte.

Historische Zeugen vergangener Jahrhunderte

Zehntstadel — Zehntwesen / Ihre Bedeutung im Leben unserer Vorfahren

Unsere allem Neuen aufgeschlossene und den steten Fortschritt fordernde Zeit läßt kaum noch Gelegenheiten zum Rückblick auf die Vergangenheit. Selbst wenn durch den Abbruch eines Gebäudes im vertrauten Orts- oder Landschaftsbild für kurze Zeit eine Lücke entsteht, finden wir selten mehr als einige Gedanken der Feststellung, daß wieder ein Zeuge vergangener Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte nicht mehr ist; oft wird nach wenigen Wochen der entstandene Zwischenraum durch ein Bauwerk, das dem Zeitgeist besser entspricht, wenigstens räumlich geschlossen.

Ob hier aber nicht manchmal trotzdem eine für immer bleibende Lücke geschaffen wurde? Der Wert solcher Zeugnisse wird leider häufig nur sehr gering, ja zu gering geschätzt. Sind es doch gerade sie, die uns den Weg zu den Menschen weisen, die sie einst gestalteten. Durch sie erfahren wir von der Vielfalt einstigen Siedelns und Bauens, Wohnens und Wirtschaftens.

Mit dem Abbruch eines solchen Zeugens vergangener Epoche, eines schlichten, aber sehr stattlichen Zehntstadels stellte sich die Frage: Welche Bedeutung hatten die Zehntstadel und damit das Zehntwesen im Leben unserer Vorfahren? Die

Antwort darauf geben die interessanten, bis weit im Altertum fußenden Ausführungen der Historiker.

Das Zehntwesen mag wohl so alt wie der Dekalog sein, den Moses vor ungefähr 3000 Jahren vom Berge Sinai berabbrachte. Wie den „Ausführungsbestimmungen“ hierzu, den Büchern Leviticus und Deuteronomium entnommen werden kann, wurde der Zehnt gefordert: von der Saat des Bodens, von der Frucht des Baumes, vom Rind und Kleinvieh, von allem, was „unter dem Stabe vorbeizieht“. Dieser Zehnt, der Jehova, dem Herrn, gehörte, war den Leviten zum Eigentum für den Dienst am Bundeszelt gegeben.

Dies mag die früheste Darstellung des Zehntwesens sein. Aber nicht nur im sakralen Bereich, sondern ebenso rasch und nachhaltig breitete sich im Weltlichen in der gesamten übrigen Kulturwelt dieser früh geübte „Brauch“ aus.

Über das Dekumaten-, das heißt Zehntland der Römer, das im heutigen Baden-Württemberg innerhalb des Schutzwalls, des Limes lag, wird berichtet, daß die dort angesiedelten römischen Veteranen und gallischen Kolonisten den dem Land den Namen gebenden „Pachtzehnten“ zu



„Alter Zehntstadel“ in Eichen bei Stafflangen, errichtet durch das Kloster Schussenried.

Fotos: Ceppa

entrichten hatten, mit dem Ansturm der Alemanen auf das Land im dritten nachchristlichen Jahrhundert endend.

Das Fehlen eines Recht und Verwaltung ausübenden Faktors während der Völkerwanderung und in den folgenden Zeiten überläßt es der Kirche, den Zehntgebrauch des alten Bundes wieder aufleben zu lassen. Der zur Sicherung ihrer materiellen Existenz erhobene Kirchenzehnt (*deziniae ecclesiasticae*) wurde 779 durch die Karolinger anerkannt. War der Kirchenzehnt im allgemeinen noch bescheiden, so hatte der Herrenzehnt, als Reallast auf Grund und Boden übertragen, auch für die weltlichen Grundherren bald Bedeutung gewonnen und war von den Untertanen häufig als drückende Last empfunden worden.

Der Zehntstadel, meist zu den größten und stattlichsten Gebäuden des Dorfes gehörend, war Vergegenwärtigung des Grundherren, häufig geschmückt mit dessen Hoheitszeichen, dem Wappen. Der Zehntmeister war mit der Verwaltung betraut. Ihm oblag der Vollzug von Zehntrecht und Zehntpflicht.

Man unterschied zwischen „Großzehnt“ (betreffend alles, was Halm und Stengel treibt, also Getreide, Heu und Wein) und dem „Kleinzehnt“ (Gemüse, Baumfrüchte und Wurzelgewächse umfassend). Beim Feldbau füllte der Natural- oder Garbenzehnt die Zehntstadel. Neben dem Sackzehnt, der häufig schon früh in einen festen Geldbetrag umgewandelt wurde, gab es noch den Blutzehnt, auch Fleischzehnt genannt, der von allem Vieh und dessen Produkten (Milch, Eier)



Tordetails des Zehntstadels mit hölzernen Torangeln und übersetztem Fachwerkgiebel.

erhoben wurde. Der Neubruchzehnt war fällig bei Urbarmachung neuen Landes.

Handel und Wandel des bäuerlichen Lebens waren vom Zehntwesen betroffen. Mit den Neuerungen für Wirtschaft und Verwaltung, die die französische Revolution im Gefolge hatte, verloren die Zehntstadel ihre Bedeutung. Der Wechsel von der Natural- zur Geldwirtschaft ermöglichte die Übernahme der Aufgaben des Zehntstadels auf das Finanzamt. Wenn der Zehnt oft nur bei 1 % lag und nur selten 10 % erreichte, so können die Zehntstadel in diesem Zusammenhang als Relikt einer „guten, alten Zeit“ bezeichnet werden.

Noch vielerorts in unserem Land finden wir sie, teils die Spuren der Jahrhunderte zeigend, teilweise nahe dem Verfall. Wenige haben den Wandel der Zeiten mitgemacht und dienen heute anderen Zwecken.

In einem Lande, dessen geschichtliche Rolle hoch geschätzt wird und das um seinen Reichtum an bedeutenden Sakral- und Profanbauten der letzten Jahrhunderte beneidet wird, darf die über lange Zeiträume gültig gewesene und auch weiterhin wirksame Mannigfaltigkeit des bäuerlichen Bauens nicht ohne weiteres der Vergangenheit preisgegeben werden.

Die Möglichkeit, die heute noch nachweisbaren ländlichen Haustypen unseres Raumes als redende Zeugen der Nachwelt zu erhalten, bleibt sicher nicht unbegrenzt bestehen. Sie zu nutzen rechtfertigt auch alle Anstrengungen, die diesem Ziel gewidmet sind.

B. Ce.

Friedrich Hölderlin und seine schwäbische Abstammung

Verwandtschaft des Dichters mit dem Biberacher Bürgermeister Georg von Gaupp (1611—1675)

Man ist versucht, Friedrich Hölderlin kurzerhand als Schwaben zu bezeichnen, doch ist nach den Beiträgen des verstorbenen Genealogen Hanns Wolfgang Rath und von Hansmartin Decker-Hauff in „50 Jahre Familienforschung in Südwestdeutschland“, Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen des Vereins für Familien- und Wappenkunde in Württemberg und Baden E. V., Stuttgart 1970, S. 22—25 und 26—29, erwiesen, daß ein Viertel seiner Ahnen aus dem Thüringer Raum stammte, nämlich die Eltern, Großeltern und Urgroßeltern seines mütterlichen Großvaters M. Johann Andreas Heyn. Dessen Heirat mit einer Urenkelin Georg von Gaupps begründete die Verwandtschaft des Dichters mit diesem bedeutenden Biberacher Bürgermeister.

Georg von Gaupp stammte aus bescheidenen Verhältnissen. Sein Vater Caspar Gaupp der Jüngere war Weber und Spitalschulmeister, der Großvater Stoffel Gaupp Bleicher, der Urgroßvater Caspar Gaupp der Ältere Gerber und der Urgroßvater Konrad Gaupp Spitalmeister in Biberach gewesen. Er wurde am 13. 6. 1611 in Biberach an der Riß geboren. Nach dem Studium der Rechte von 1625 bis 1631 an der Universität Tübingen begleitete er den Freiherrn von Hohenfelden auf seinen Reisen. 1634 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und wurde dort Königlich

schwedischer Hofmeister der beiden Frauenklöster Heggbach und Gutenzell.

Als eine Kaiserliche Kommission dieses Amt im Jahr 1636 einem Katholiken übertrug, wurde er evangelischer Ratsherr und Oberbaumeister zu Biberach. Im Jahr 1648 stieg er zum Regierenden Bürgermeister auf. Er vertrat Biberach sehr geschickt bei den Verhandlungen über den Westfälischen Frieden und machte sich durch seine Tatkraft und hervorragende juristische Begabung um Biberach so verdient, daß er im Jahr 1661 in den erblichen Adelsstand erhoben wurde. Er starb am 12. 11. 1675 in Biberach.

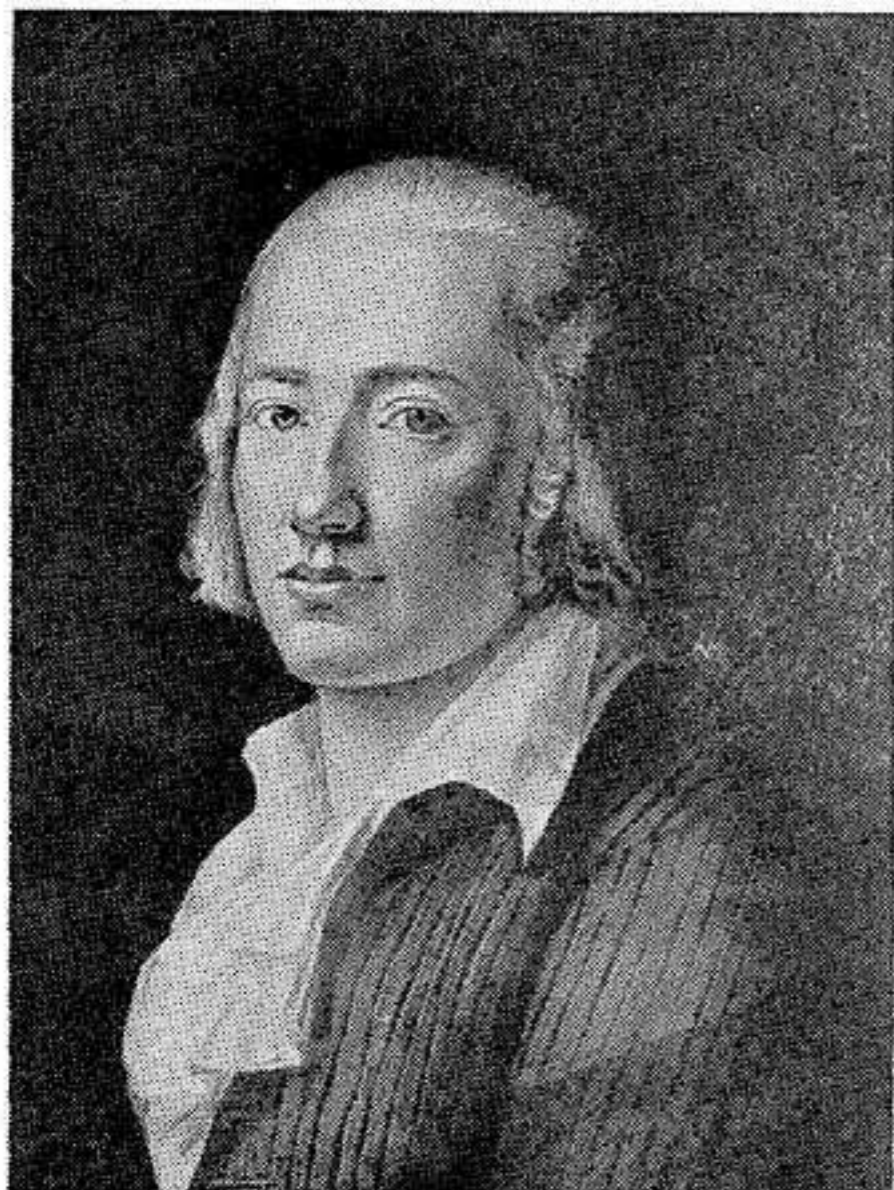
Seinen sozialen Aufstieg hatte er wohl auch seinen drei Ehegattinnen zu verdanken, die alle aus angesehenen Familien stammten (Jenisch, Gundelfinger und Walliser). Aus seiner dritten Ehe mit Rosina Walliser hatte er eine Tochter Anna Magdalena (geboren in Biberach am 17. 6. 1643), welche am 8. 6. 1665 Wolfgang Pichler, evangelischer Mittagsprediger in Biberach (1637 bis 1675), heiratete. Ihre älteste Tochter Rosina Catharina (geboren in Biberach am 1. — nach einer anderen Quelle am 23. — 10. 1666), gestorben in Esslingen am 4. 1. 1715), vermählte sich am 6. 3. 1688 in Esslingen mit Johann Friedrich Sutor (geboren in Altdorf bei Böblingen am 23. 10. 1655, gestorben in Esslingen am 14. 12. 1721). Er hatte an der Universität Tübingen studiert und war 1684 Präzeptor in Esslingen, dann Rektor der dortigen Lateinschule geworden.

Die Familie Sutor stammte ursprünglich von der Schwäbischen Alb, aus Altheim bei Ulm, wo der Stammvater Hans Schuhmacher und sein Sohn Tobias im 16. Jahrhundert als Schullehrer wirkten. Johann Friedrichs Vater Johann Caspar Schuhmacher (1617—1667) war nach dem Theologiestudium in den württembergischen Kirchendienst getreten und war zuletzt Pfarrer in Altdorf bei Böblingen. Da ihm der Name Schuhmacher zu bescheiden klang, latinisierte er seinen Familiennamen und nannte sich künftig Sutor. Seine Ehefrau Maria Magdalena, geb. Keller, die er im Jahr 1642 geheiratet hatte, war eine Nachfahrin des Cannstatter Vogts Konrad Vautt, der 1516 auf Befehl Herzogs Ulrichs von Württemberg hingerichtet wurde.

Johann Friedrich Sutor hatte einen Sohn Johann Wolfgang (geboren in Esslingen/Neckar am 4. 1. 1690), der sich wie sein Großvater dem geistlichen Amt widmete. Er legte im Jahr 1711 die Magisterprüfung an der Universität Tübingen ab und wurde von 1721 bis 1729 Pfarrer in Hattenhofen. Von 1729 bis 1741 war er Pfarrer in Köngen, danach bis 1747 Spezial in Güglingen. Schließlich wurde er Spezial in Lauffen/Neckar wo er am 5. 3. 1763 starb. Er hatte sich am 3. 11. 1722 in Walddorf bei Tübingen mit Johanna Judith Bardili (geboren in Pfullingen am 14. 2.

1702, gestorben in Adelshofen i. B. am 3. 11. 1771), einer Enkelin des Tübinger Professors Burckhardt Bardili und der Justina Eckher, vermählt. Sie entstammte der berühmten Akademikerfamilie der Bardili, die eine Fülle bedeutender Männer hervorgebracht hat, und vor allem durch Hanns Wolfgang Rath's Werk über Regina Burckhardt, geb. Bardili, die „Schwäbische Geistesmutter“, weiten Kreisen bekanntgeworden ist.

Ihre Tochter Johanna Rosina Sutor (geboren in Hattenhofen am 30. 12. 1725, gestorben in Nürtingen am 14. 2. 1802), Hölderlins Großmutter, heiratete am 28. 4. 1744 in Güglingen M. Johann Andreas Heyn (geboren in Friemar bei Gotha in Thüringen am 24. 9. 1712, gestorben in Clebronn am 25. 9. 1772), der Sohn des Landwirts und Gerichtsschöffen Jeremias Heyn (geboren in Friemar am 14. 4. 1684, gestorben dort am 26. 8. 1750), und der Susanne Meister (geboren in Friemar am 19. 8. 1686, gestorben dort am 22. 7. 1748). Johann Andreas Heyn war eine zeitlang Pfarrer in Neudietendorf in Thüringen gewesen, im Jahr 1743 jedoch als Pfarrer nach Frauenzimmern übersiedelt. Er wechselte nochmals die Pfarrei und wurde im Jahr 1753 Pfarrer in Clebronn.



Friedrich Hölderlin (1792)
Foto: Landesbildstelle Württemberg



Georg von Gaupp, Evangelischer Bürgermeister von Biberach, 1611—1675.
Foto: Städt. Sammlungen, Biberach

Wir können auch bei dieser Ehe beobachten, daß der Ehemann einfacheren Schichten angehörte als die Ehefrau. Während seine Vorfahren als Landwirte, Handwerker und Gerichtspersonen ihr Leben fristeten, gehörten die Ahnen seiner Ehefrau durchweg Akademikerfamilien an. Dies erleichterte dem landfremden Pfarrer Heyn sicher die Einbürgerung in Württemberg ganz erheblich.

Die Eheleute Heyn hatten eine Tochter Johanna Christiana (geboren in Frauenzimmern am 8. 7.

1748, gestorben in Nürtingen am 17. 2. 1823). Sie heiratete im Alter von kaum 18 Jahren am 17. 6. 1766 in Cleeborn in erster Ehe Heinrich Friedrich Hölderlin (geboren in Lauffen/Neckar am 25. 1. 1736, gestorben am 5. 7. 1772), der im Jahr 1762 als Nachfolger seines Vater Klosterhofmeister in Lauffen geworden war. Ihr Sohn war der Dichter Johann Christian Friedrich Hölderlin, der am 20. 3. 1770 in Lauffen/Neckar geboren wurde und am 7. 6. 1843 im Haus des Tübinger Tischlers Zimmer in geistiger Umnachtung starb.

Jürgen Schneider

Als man noch Hexen verbrannte

„Hexenmeister“ und „Teufelsaustreiber“ hat es noch bis in das 19. Jahrhundert gegeben

Auch in unserer modernen und aufgeklärten Zeit mit den bewundernswerten Leistungen von Wissenschaft und Technik gibt es noch Menschen, die abergläubisch sind. Soweit es sich um harmlose Erscheinungsformen handelt, wie Furcht vor schwarzen Katzen oder der Zahl 13, kann man mit einem mitleidigen Lächeln darüber hinweggehen. Ernster wird die Angelegenheit, wenn der Aberglauben das Stadium akuter Wahnvorstellungen erreicht. So soll es nach Schätzungen von Experten in der Bundesrepublik auch heute noch mindestens zweitausend „Hexenmeister“ oder „Teufelsaustreiber“ geben, die vor allem in weltabgeschiedenen Dörfern ihren Humbug betreiben und in klingende Münze umsetzen. Mit Zaubersprüchen, Bibelbeschwörungen, Hexensalben und ähnlichen Dingen versuchen sie Krankheiten bei Mensch und Tier zu heilen, „treiben sie den Teufel aus“, oder bannen sie den „bösen Blick“ einer Frauensperson, die sie hinter vorgehaltener Hand als Hexe bezeichnen, die all das Böse heraufbeschwören. Zuweilen kommt es zu Gerichtsverhandlungen, bei denen der ganze Abgrund von Aberglauben und Wahnvorstellungen an das Licht des Tages gebracht wird.

Während heute die Justiz die als „Hexen“ in Verruf geratenen Personen schützt und die Urheber des Verrufs aufgrund der Gesetze mit Strafe belegt, war das in früheren Jahrhunderten gerade umgekehrt. In der Zeit des Hexenwahns vom Mittelalter bis in das 18. Jahrhundert drohte diesen Frauen, die man als mit dem Teufel im Bund stehend verdächtigte, in den meisten Fällen die Folter und der Verbrennungstod. Die „Hexenmeister“ und „Teufelsaustreiber“ der damaligen Zeit hatten die Unterstützung der Obrigkeit, der sie mit ihren Verdächtigungen und Denunziationen unzählige unschuldige Frauen, zuweilen auch Männer und Kinder, als Opfer auslieferten.

Die Oberamtsbeschreibung Riedlingen von 1923 berichtet über diesen Massenwahn wie folgt: „Das traurigste Kapitel der Geschichte sind die Hexenprozesse. Unsere Nachrichten darüber beginnen in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts, machen aber nicht den Eindruck, daß es sich um etwas Neues gehandelt hätte. Besonders scharf ging man im truchsessischen Gebiet vor. In Unlingen, das um diese Zeit als Richtstatt für die Herrschaft Dürmentingen-Bussen diente, waren vor 1590 vierzig „böse Weiber“ verbrannt worden, wie es scheint, alle auf einmal. Die Reulinsche Karte von 1590 zeigt nördlich von Unlingen beim Wald Hub 42 schwarze Säulen mit der Angabe „truchsess, Saul, daran man die Hexen verbrannt“. Der Rentmeister von Dürmentingen zog das Vermögen der Hexen ein. 1591 waren ihm die Altheimer noch 900 fl Hexengeld schuldig. 1591 verhandelt einer, dem sein Weib verbrannt wurde, mit der Herrschaft; diese verlangt von ihm das, was das Weib dem Manne zugebracht und was sie während der Ehe ererbt hat. 1628 bis 1631 fanden wieder Hexenverhöre in Dürmentingen statt. 1631 wird ein Weib aus Marbach „Hexenwerks halber“ verbrannt und noch in den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts verbrannte man eine Hexe aus Unlingen samt ihrer Tochter.

Auch in Marchtal wurde die Verfolgung der Hexen im großen betrieben. Unter Vogt Bitterlin wurden von 1586 bis 1593 über 50 Hexen verhört und über 30 verbrannt, darunter mindestens 8 aus Alleshäusern, 3 aus Reutlingendorf, 5 aus Seekirch, 3 aus Sauggart, 3 aus Oberwachingen und 1 aus Hausen. In dieser Gegend galt der Schuppenberg als nächtlicher Versammlungsort der Hexen. 1588 stritt man sich mit den Stein von Emerkingen über das Hauptrecht von zwei verbrannten Hexen, wie verlautet von Unterwachingen. Um 1617 verbrannte man ein Weib aus Dieterskirch. In der Mitte des 18. Jahrhunderts lebte hier das wahn-sinnige Treiben noch einmal in alter Weise auf: 1746 und 1747 richtete man 7 Personen aus Alleshäusern, das noch heute als altes Hexengäu die Erinnerung bewahrt.

In Riedlingen wurden 1587 zwei, 1591 eine Hexe verbrannt; eine andere starb im Gefängnis nach

der Folterung. 1596 verbrannte man hier eine Hexe aus Möhringen, nachdem drei ihrer Gespielinnen dasselbe Schicksal in Unlingen erfahren hatten; jene gestand, sie sei auf einem geschmirbten Stecken auf den Heuberg gefahren und habe dort getanzt. Um die gleiche Zeit ließ das Kloster Heiligkreuztal ein Weib von Friedlingen „Unholdswerks halber“ in Sigmaringen verbrennen. Die Stein zu Uttenweiler verbrannten 1590 eine Hexe. In Neufra wurde 1654 eine Dienstmagd aus Uigendorf verbrannt, 1742 wieder drei Weiber gerichtet, und noch im 19. Jahrhundert zeigte man

Dichter unserer Illertalheimat

Johann Michael Jung / Der poetische Sänger und Volksfreund

Der Name dieses längst verstorbenen Dichters wird im Illertal immer wieder genannt. Das religiöse Schauspiel „Der heilige Willebold“, das früher in vielen oberschwäbischen Orten mit großem Beifall zur Aufführung kam und das Jung zum Verfasser bzw. zum Bearbeiter hat, hält das Andenken an den Dichter wach. Das schöne Stück hat schon Tausende von Zuschauern aus dem oberschwäbischen Volk erfreut, erbaut und begeistert. Der Legenestoff ist geschickt verarbeitet und weist starken heimatlichen Einschlag auf (die „Krone“ in Berkheim, die Kronburg, Marstetten, Ottobeuren, Mönchsrot spielen herein).

Jung war von 1811 an 38 Jahre lang Pfarrer in Kirchdorf an der Iller. Gleich in den ersten Jahren seiner seelsorgerlichen Tätigkeit daselbst hatte er die beste Gelegenheit, die schönsten Proben von Seeleneifer von von hohem persönlichem Mut abzulegen; 1814 grassierte in seinem Pfarrsprengel eine Typhusepidemie und raffte viele dahin. Der Seelsorger aber eilte, die Todesgefahr nicht achtend, unerschrocken und voll edlen Dranges von Haus zu Haus, allzeit bereit, seines verantwortungsvollen Amtes zu walten. Die Kunde von dem heroischen Opfer- und Wagemut des jungen Priesters drang weit in die Lande, auch nach Stuttgart, und als dem König Friedrich darüber Vortrag erstattet wurde, verlieh er dem 33-jährigen Landpfarrer als hohe Auszeichnung das Ehrenritterkreuz des Zivilverdienstordens, mit dem der Personaladel verbunden war.

In Kirchdorf hatte Jung eine eigenartige poetische Betätigung begonnen, die weitem von ihm reden machte. Starb jemand in seiner Pfarrei, so verfertigte er ein Grablied, d. h. eine gereimte Leichenrede, und sang die meist sehr langen, oft über 200 Zeilen umfassenden Gedichte zu eigener Gitarrebegleitung an dem offenen Grab. Heute lächelt man darüber, allein in jener Zeit war es an den wenigsten Orten üblich, Grablieder zu singen, und Jung sagte, daß er in vielen Jahren die Beobachtung gemacht habe, daß seine Grablieder mit mehr Aufmerksamkeit angehört worden seien als Trauerreden. Auf die Anwesenden mögen die Gedichte wohl Eindruck gemacht haben. Das war auch ihr Zweck; heute sind sie nur noch „eine interessante Lektüre“. Wegen ihrer beträchtlichen Länge ist es unmöglich, ein „Grablied“ ganz anzuführen, obwohl die eingehende gereimte Beschreibung der verschiedenen Unglücksfälle und Krankheitserscheinungen Auge und Ohr sicherlich in Bann hielten. Nur ein paar Überschriften seien auf das Geratewohl erwähnt. Bei dem Tode eines Mannes, der von einem Kirchturm zu Tode fiel, — eines vom Blitz erschlagenen Jünglings, — eines Mannes, der an der Wassersucht starb, — eines Mannes, der in Betrunkenheit erfor, — einer Jungfrau, die sich zu Tode tanzte, — und eines Mannes, der mit dem Regenschirm erstochen wurde. Aus dem Liede „Am Grabe eines Knaben, der vom Blitz erschlagen wurde“, seien einige Strophen genannt:

15. Indessen bleibt es doch gefährlich
Bei Blitzen unter Bäumen stehn,
Weil wir darunter manchen jährlich
Vom Blitz getroffen fallen sehn;

hier das „Hexenstüble“, einen niederen Holzkasten, in dem die Hexen verwahrt worden waren.

In Buchau wurde 1624 eine Bürgerin als Hexe mit dem Schwert gerichtet, 1628 zwei weitere Hexen. 1662 wurden zwei Kinder aus Dürnau, ein Knabe von 13 und ein Mädchen von 15 Jahren, wegen Hexerei hingerichtet; um die „sonst zu besorgende Kleinmütigkeit zu verhüten“, hielt man in diesem Fall Zulauf fern und vollz das Urteil heimlich im Baumgarten; auch wurden die Leichen auf Fürbitten am Platz der unschuldigen Kinder auf dem Friedhof beerdigt. Eine weitere Hinrichtung mit dem Schwert fand 1672 statt. Noch 1746 wurde hier eine Hexe aus Rupertshofen hingerichtet.

Es sind im ganzen über 90 solcher Justizmorde, die wir aus unvollständigen Akten nur in Teilen des Oberamts kennen lernen. Erst die Aufklärung des 18. Jahrhunderts hat dem schauerhaften Treiben ein Ende bereitet.

Den letzten Satz müssen wir zweimal lesen: „... hat dem schauerhaften Treiben ein Ende bereitet!“ Natürlich werden heute keine „Hexen“ mehr gefoltert und verbrannt. Aber dennoch gibt es auch heute noch „Hexenmeister“ oder „Teufelsaustreiber“, die allen Grund haben, das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen. Hans Garbelmann

- Auch ist verbunden mit Gefahren
Das Läuten in dem Kirchenturm,
Denn öfter pflegt hineinzufahren
Ein Blitz aus dem Gewittersturm.
16. Wollt ihr daher dem Blitz entgehen,
So flihet unter keinen Baum
Und bleibet lieber draußen stehen
Im freien Illertales-Raum.
Am besten ist's, nach Haus zu gehen,
Wenn es in fernen Wolken blitzt,
Wo wir zu Hause sicher stehen,
Wenn es ein Blitzableiter schützt.
19. Doch ist ein ruhiges Gewissen
Der beste Schutz in jeder Not,
Denn wenn wir seinen Trost vermissen,
So drohet uns der Seele Tod;
Denn dieser kann uns immer plötzlich
Befallen ohne Donnerstreich;
Dann wär' der Schaden unersetzlich
Im ewigen Vergeltungsreich.

Im Jahre 1839 gab Jung diese Grablieder gesammelt unter dem Titel „Melpomene oder Grablieder“ in zwei Bänden im Selbstverlag heraus; jeder Band enthält 100 Gedichte. Dem ersten sind noch 20 Melodien beigegeben, nach denen die Lieder gesungen werden können. Der poetische Wert der Dichtungen ist, mit Ausnahme von einigen wenigen Gedichten allgemeinen Inhalts, nicht groß; aber kultur- und literaturgeschichtlich sind sie von eigener Bedeutung.

Jung (am 29. 9. 1781 zu Saulgau geboren), der mehrere Jahre auch Schulinspektor war, verfaßte noch eine „Napoleonade“ und mehr als 200 Grabschriften in Gedichtform. Im Jahre 1849 ließ er sich als Kaplan nach Tettnang versetzen. Der Tod, dem er so viele Lieder gewidmet, hat ihm selbst oftmals „gewunken“, ist aber oft an ihm vorübergegangen, bis er ihn am 24. Juli 1858 erlitt. In seiner Melpomene dankt er dem Tod, daß er ihn immer wieder verschont hat, nach seiner Weise in Versen:

„... Als am Nervenfieber hier (in Kirchdorf)
Bei 60 Menschen lagen,
Wie bange hatte da vor dir
Mein armes Herz geschlagen!
Besonders, als des Fiebers Wut
Mir schon in Eingeweid' und Blut
Und in den Nerven tobte.
Nach diesem kam die Wassersucht
Und ein Entzündungsfieber;
Doch gnädig nahmest du die Flucht
Und gingest mir vorüber.
Auch fiel ich mehr als Zwanzigmal
Vom Pferd auf allen Seiten,
Und hatte doch in keinem Fall
Mit deiner Macht zu streiten;
So warf ich auch beim Fahren schon
Wohl zehnmal um und kam davon
Gesund an Leib und Leben.

J. M. von Jung war ein gutmütiger, humorvoller und deshalb beim Volke sehr beliebter Mann. Von Enkel zu Enkel wird im Illertal und auch in der Tettnanger Gegend noch manches über ihn weitererzählt. Neben P. Sebastian Sailer zählt er zu den markantesten Persönlichkeiten des oberschwäbischen Klerus früherer Zeit. A. K.